

Selbst-Verhältnisse

BERTHOLD ROTHSCILD

Da gibt es in der Welt etwas, es ist kurios zu sagen, was sich nicht wägen lassen will, nicht messen lassen will, dem Seziermesser und dem Mikroskop entgleitet und doch die fabelhaftesten Wirkungen übt. Die ganze Weltgeschichte ist eine Leistung dieses nicht wägbaren, nicht messbaren, unsichtbaren und schlüpfrigen Dinges. Es ist eigentümlich und geradezu herausfordernd, dass gerade die Sachen, auf die der Mensch am stolzesten ist, die ihn charakterisieren, Leistungen dieses unwägbaren, unmessbaren Dinges sind. Es ist die Seele.

Alfred Döblin zu Freuds 70. Geburtstag¹

Es wird behauptet – und steht ja auch schon in den Psalmen: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt sind es achtzig Jahre, und das meiste daran ist Mühsal und Beschwer; denn eilends geht es vorüber und wir fliegen dahin.“² Mit 70 also sei man auf die Zielgerade des möglichen Lebensendes eingespurt – es beginnt, so meinte ein sportlicher Spassvogel, die ‚Nachspielzeit‘. Das soll wahrscheinlich für die Betroffenen eine Ermunterung dazu sein, von nun an alles weitere als Bonus zu betrachten und will wohl auch Trost spenden für all die weniger triumphalen Dinge, die eben nicht zu den willkommenen Errungenschaften des Alters zählen. Die meisten Siebzigjährigen, die ich kenne, halten sich ohnehin für jünger und sehen nur deutlich, wie all die Anderen älter werden. Wer über sechzig und bei guter Gesundheit sei, so habe ich irgendwo gelesen, schätze sich selber im Allgemeinen um durchschnittlich 11 Jahre jünger und spiele gar nicht ungern mit dieser mehr oder weniger bewussten Selbsttäuschung. Denn nicht das Alter in meinem Pass bestimmt mich, sondern – wie schon zeitlebens – das Gefühl, das ich von mir selber habe, Selbsttäuschung und Selbstgefälligkeiten inklusive. Immer aber sind wir froh, wenn uns von gütiger Seite, aber dennoch kritisch, das Fremdbild über uns vorgehalten wird. Allerdings, meint Alice Holzhey in Anlehnung an Sartre: „...bleibt es, wie immer man leiblich beschaffen ist, eine Belastung zu wissen, dass man dem Blick des Anderen ausgesetzt ist. Denn etwas hat man immer zu fürchten: sei es den abwertenden oder aber den neidischen Blick...“³ Runde Geburtstage sind schon aus diesem Grunde ganz besondere Anlässe, denn sie ermöglichen uns /zwingen uns, den/die gefeierte/n Andere/n in facie zu beschreiben und, wenn wir glaubwürdig sein wollen, das aus gegebenem Anlass fällige Lob in guten Grenzen zu halten. („praise in the face is disgrace“, pflegte Fritz Morgenthaler zu sagen).

„Das Gefühl, das ich von mir selber habe“, ja, das sagt sich so leicht, als wäre es nur eine Frage der Selbsterkenntnis, der kritischen Wahrheit gar in der Selbstbetrachtung. Dabei wissen wir, besonders als Psychotherapeuten, dass gerade dies,

diese Selbstwahrnehmung und diese Selbsteinschätzung nämlich, eine ständige, fast lebenslange Herausforderung ist. Es ist eine Suche ohne Findung letztlich, immer nur approximativ und in ihrer Qualität eigentlich nie vergleichbar mit den Feststellungen und Einschätzungen, die wir über die Anderen haben und schon gar nicht mit denjenigen, die Andere über uns haben. Und was wir über uns feststellen, ist oft nicht in erster Linie, was wir sind oder sein wollen, sondern auch dasjenige, was wir leider nicht sind, nicht sein können – eine Feststellung von Mangel als Teil unserer Selbstwahrnehmung also. „Die verschiedenen psychoanalytischen Richtungen“, sagt Alice Holzhey, „mögen kontroverse Auffassungen darüber *haben*, wie die der menschlichen Grundverfassung immanente Negativität psychologisch zu fassen sei: Ihre *analytische* Identität hängt aber an einem Menschenverständnis, welches den ‚Mangel‘ und das ‚Leiden am Mangel‘ als konstitutive Elemente menschlichen Existierens anerkennt.“⁴

Ohne Zweifel aber lohnt es sich, der Dimension der Selbstwahrnehmung gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, ungeachtet ob diese nun komplex-einengend oder aufgebläht-selbstüberschätzend daherkommt. Wir sind wahrscheinlich mehr als alles andere dasjenige, was wir glauben zu sein, selber zu sein, selbst zu sein, so zu sein und eben nicht anders. Was das ‚Sein‘ eigentlich auch noch heisst, das habe ich erst in den Texten von A.H. in aller Tragweite verstanden: ‚Sein‘ ist ein aktives Verbum, so wie ‚essen‘ oder ‚gehen‘. Sein ist eine Tätigkeit, oder sollte es eigentlich sein, ja, zu sein ist nach Meinung der Daseinsanalytiker und Philosophen eine Aufgabe. Meistens aber versteht man dieses Verb eher passiv: Ich bin halt eben derjenige, der ich bin, sozusagen unabänderlich, geworden zwar, geworfen gar meinen andere, aber unausweichlich so-seiend und nicht anders. Das eigene Ich ist in dieser Hinsicht ziemlich selbstsicher, weil es sich dauernd vergewissert, dass Ich derjenige bin, der ich bin, derjenige der ich war und wohl auch derjenige, der ich sein werde. Und ähnlich wie im jüdischen Witz gilt für viele: „Ich bin stolz darauf Ich zu sein, denn wäre ich nicht stolz, wäre ich trotzdem und immer noch Ich.“ Dieses mein Ich-Sein erfährt durch die eigene Analyse/ Psychoanalyse eine Klärung, wenn nicht gar eine Art Aufklärung. Mit dem Beruf des/der PsychoanalytikerIn begeben wir uns dazu noch in die Anmassung, anderen Menschen ihr Ich-Sein zu erklären und es in ihrer Wahrnehmung so erhellen zu helfen, dass entscheidende Veränderungen möglich werden sollen. All dies und in allen Varianten versucht letztlich der solipsistischen Frage ‚wer bin ich?‘ nachzusteigen. Und diese Frage scheint unermesslich viel schwieriger zu beantworten als die nach aussen, zum anderen gewendete Frage: Und Du, wer bist Du? Kann mir vielleicht ein anderer, eine andere besser zeigen, wer ich bin? Ein Orakel, ein grosser Menschenkenner, eine TherapeutIn etwa? Die handelnde Zigeunerin? mein Horoskop? Der Laborbericht? meine DNS, mein Genom etwa?

A.H. hat solche und ähnliche Fragen mit dem Begriff des ‚Selbstverhältnisses‘ einzukreisen versucht – sie leitet ihn ab von Kierkegaard („Das Selbst ist ein Ver-

hältnis, das sich zu sich selbst verhält“)⁵ und Sartre („...Ein Subjekt zu sein heißt also ein ‚Verhältnis zu sich selbst‘ zu haben und nicht ‚Herr über sich selbst zu sein‘“)⁶. Wie immer versteht sie es, dieses Konzept sprachlich und didaktisch so anschaulich vorzustellen, dass wir zumindest zu verstehen meinen, was sie darunter versteht. Auch in anderen Konzeptionen, wie z.B. dem ‚Leib-Verhältnis‘ bedeutet für sie der Begriff ‚Verhältnis‘ immer auch Aufgabe und Tätigkeit oder, im schlechteren Falle, Vernachlässigung und Ausblendung. Sie schreibt: „... vielmehr haben wir als Subjekte ein Verhältnis zu unserem Natursein und zwar so, dass es für uns Schicksal und Aufgabe ist, die Natur, die wir sind, zu sein.“⁷

Aber, was ist das eigentlich ein ‚Verhältnis‘? Zunächst würde man vorschlagen, es sei dies die jeweilige Bezugnahme von zwei oder mehreren Dingen/Sachverhalten aufeinander. Sinn macht die Frage nach einem Verhältnis aber nur, wenn die ins Verhältnis gestellten Teile bereits in irgendeiner Weise aufeinander bezogen sind. Dann wäre ein ‚Selbstverhältnis‘ die Bezugnahme des Subjekt-Selbst beispielsweise mit dem Ich, mit der Person als ganzer und damit, wie A.H. folgerichtig formuliert, ein ‚nochmaliges Rückfragen‘ des Selbst auf sein eigenes Erleben, ein reflexiver Vorgang also. Man kann die Bedeutung solch selbst-reflexiver Vorgänge als in höchstem Maße subjektiv relativieren, oder man kann sie als tiefste Form der tiefenpsychologischen Realität – bewusst und unbewusst – hervorheben. Allerdings ist diese Art der Selbsterforschung eines Verhältnisses weit entfernt von der Feststellung, ‚ich fühle mich im Verhältnis zu meinem Bruder schwach und dumm‘ oder ‚Herr Direktor X hat ein Verhältnis mit seiner Sekretärin‘. Immer wieder kann bei A.H. letztlich davon ausgegangen werden, dass von ihr verwendete und erklärte Begriffe so greifbar in konkrete und aktuelle Lebenszusammenhänge gestellt werden, dass man sie fortan theoretisch und praktisch, säkular oder therapeutisch mit einigem Mehrwert gebrauchen kann.

Das ‚Selbstverhältnis‘ steht in der Tradition eines auch bei den Freudschen Psychoanalytikern irgendwie ‚plötzlich‘ auftauchenden Selbst-Begriffs. Bei Freud direkt kommt das Selbst als theoretisches Konzept nicht *expressis verbis* vor – am ehesten wohl in der synonymen Verwendung des ‚Spiegelbildes‘ und in der Formulierung des Narzissmus. Deutlich und konzeptuell eingeführt wird der Begriff des Selbst 1950 von Heinz Hartmann („...die spezielle Gruppe von Strebungen, auf die ich hier verweise, ist auch dadurch gekennzeichnet, dass ihre Ziele um die eigene Person (das Selbst) zentriert sind...“).⁸ Edith Jacobson entwickelt 1976 die Bedeutung des Selbst in der psychoanalytischen Metapsychologie⁹, und entwicklungspsychologisch wird das Selbstkonzept umgesetzt und gekrönt von Erikson¹⁰ mit seinen Begriffen von ‚Identität‘ und ‚Identitäts-Diffusion‘. Von Kohut wird der Selbstbegriff dann verfeinert und ganz auf den neu definierten Narzissmus bezogen – es entsteht die eigentliche ‚Selbst-Psychologie‘. Das Selbst wird nun als Zentrum des seelischen Universums bezeichnet („Das Selbst [...] ist, wie alle Realität [...] in seiner Essenz nicht erkennbar. Wir können mit Introspektion und

Empathie nicht das Selbst *per se* erreichen; nur seine introspektiv oder empathisch wahrgenommenen psychologischen Manifestationen stehen uns offen“).¹¹ Bei Winnicott kommt es dann zur normativen Verwendung; er versucht (1952), ein „wahres Selbst“ (true self, real self, central self) von einem „falschen Selbst“ (false self) abzugrenzen und mit klinischen Fallbeispielen zu illustrieren.¹²

In seiner inflationären Verwendung ist das psychoanalytische Selbst insgesamt jedoch irgendwie verloren gegangen, plattgewalzt und infolge zunehmender Verdünnung evaporiert möchte man sagen. In der präzisen und prägnanten Verwendung als ‚Selbstverhältnis‘, im Sinne einer reflexiven, ‚nochmaligen‘ Betrachtung des eigenen Selbst als Teil des ebenso wichtigen Weltverhältnisses, taucht das personale Selbst nun bei A.H. in neuem Glanze und ganz schwergewichtig wieder auf und erlangt einen vielfältigen selbstreflexiven und therapeutischen Gebrauchswert.

Aber nicht nur theoretisch, sondern auch ganz praktisch und didaktisch hat es A.H. verstanden, das sich vormals polemisch und ausgrenzend gestaltende Verhältnis von Daseinsanalyse und Psychoanalyse neu und fruchtbar zu beleben, ohne damit aber in oekumenisch-verwischendes Gesäusel zu verfallen. Aufgrund ihrer erstaunlichen Kenntnisse der Schriften Freuds und vieler der späteren psychoanalytischen Autoren gelingt es ihr, sich zu möglichen Gemeinsamkeiten gleichzeitig vorzutasten, als auch die Differenzen zu kultivieren, immer aber dabei die verwendeten Konzepte streng und präzise auseinanderzuhalten – das ist ihre Stärke. Dass sie dabei ausserdem stets daran interessiert ist, sich mit den weiteren Entwicklungen in Theorie und Praxis der konkreten psychiatrischen und psychotherapeutischen Welt auseinanderzusetzen, weit über die lokale Psychoszene hinaus, ist ihr bleibendes Verdienst. Sie hat es geschafft, beim hier Schreibenden und wohl bei vielen Anderen auch, das Misstrauen und die Vorurteile gegenüber einem gewissen philosophischen Jargon in wahres Interesse zu verwandeln. Ausserdem muss sie wohl eine gute Köchin sein: denn wenn sie ihr Gemüse so sauber putzt und zurüstet wie in der theoretischen Arbeit die von ihr verwendeten Begriffe, dann wird ihre Minestrone uns köstlich munden. Und so wird und soll uns A.H. auch weiterhin zu manch erfreulichem AHA-Erlebnis führen.

1 Almanach für Psychoanalyse, Wien 1927, 28.

2 Psalm 90, 10. Die heilige Schrift, Zürich 1931.

3 A. Holzhey, *Leiblichkeit als Schicksal und Aufgabe*. Unveröff. Ms eines Vortrags anlässlich der Verleihung

4 des Egnér-Preises, Zürich November 2012.

5 A. Holzhey, *Das Subjekt in der Kur*, Wien 2002, 177.

6 In: A. Holzhey, *Der Patient in der Psychotherapie: Objekt einer personalisierten Behandlung oder Person?* Unveröff. Ms eines Referats im Psychiatrischen Kolloquium, Zürich,

- Herbst 2012. In: A. Holzhey (2002), a.a.O. 161.
- 7 A. Holzhey, Leiblichkeit als Schicksal und Aufgabe. (Anm. 3)
 - 8 H. Hartmann, *The Psychoanalytic Study of the Child*, New York 1950, 74-96; dt: In: Psyche 18, 1964.
 - 9 E. Jacobson, *The Self and the Object World*, N.Y. 1964; dt.: Frankfurt a.M. 1973.
 - 10 E. Erikson, *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt a.M. 1959, 1966.
 - 11 H. Kohut, Narzissmus. *Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzisstischer Persönlichkeitsstörungen*, Frankfurt a.M. 1976.
 - 12 D.W. Winnicott, *Metapsychological and Clinical Aspects of Regression within the Psycho-Analytical Set-Up*, in: Int. J. Psycho-Anal., 36:16-26 (1955).